

lerinnen auch jenseits der Geschlechterforschung nachhaltig zur Autobiografie- und Biografieforschung publiziert haben.⁵

Insgesamt haben Anja Tippner und Christopher F. Laferl einen methodisch durchdachten Sammelband konzipiert und herausgegeben, der als sachkundige Studiengrundlage gerade den Einstieg in die Autobiografie- und Biografieforschung ebnet und ergänzt. Insbesondere die umsichtige und methodisch stringent aufgebaute Einleitung ist positiv hervorzuheben, wenngleich die dortigen Maßstäbe in der ihr nachfolgenden Textauswahl nicht bedingungslos eingelöst werden. Dennoch ist der Band gerade EinsteigerInnen und LeserInnen, die die klassischen Positionen kennenlernen wollen, als gewinnbringende Lektüre zu empfehlen.

Sarah Alice Nienhaus, Münster

- 1 Günter Niggel: Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt²1998.
- 2 Ebd., S. 1. Referenzpunkte bleiben dabei die Forschungsarbeiten Wilhelms Diltheys und Georg Mischs (vgl. hierzu: Wilhelm Dilthey: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. VIII Bde. Leipzig/Berlin 1927; Georg Misch: Geschichte der Autobiographie. 4 Bde. Frankfurt a. M. 1976).
- 3 Wilhelm Hemecker/Edward Saunders: Biography in Theory. Key Texts with Commentaries. Berlin/Boston 2017.
- 4 Genannt werden hier „Blogs, Tweets und lifelogs“ (S. 18).
- 5 Theoretische Texte von Wissenschaftlerinnen zur ‚Autobiografie‘ und ‚Biografie‘ stellen weitestgehend kein Desiderat dar. Vgl. exemplarisch: Virginia Woolf: The Art of Biography. In: The Death of the Moth and other Essays. New York 1942, S. 187–197 (Zuerst erschienen in: Atlantic Monthly, April 1939); Ingrid Aichinger: Probleme der Autobiographie. In: Günter Niggel (Hrsg.): Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung. Darmstadt²1998, S. 170–199; Leigh Gilmore: The limits of Autobiography. Ithaca/London 2001; Annabelle Klein: Les homepages, nouvelles écritures de soi, nouvelles lectures de l'autre. In: Spirale 28 (2001), S. 67–83; Sidonie Smith/Julia Watson: Reading Autobiography. A Guide for Interpreting Life Narratives. Minneapolis²2010; Anne Rüggeheimer: Die relationale Autobiographie: Ein Beitrag zur Theorie, Poetik und Gattungsgeschichte eines neuen Genres in der englischsprachigen Erzählliteratur. Trier 2014; Anna Poletti/Julie Rak (Hrsg.): Identity Technologies. Constructing the Self Online. Madison, WIS, 2014; Martina Wagner-Egelhaaf: Autobiographie als literaturwissenschaftliches Problem. In: *Autobiographie als Text und Quelle*. Hrsg. von Volker Depkat/Wolfram Pyta. Berlin 2017, 43–55.

WERNER HELMICH: Ästhetik der Mehrsprachigkeit. Zum Sprachwechsel in der neueren romanischen und deutschen Literatur Heidelberg: Winter 2016. 633 S.

Wenn von Sprachwechsel und Mehrsprachigkeit die Rede ist, denkt man zuerst an ein Phänomen, das es zwar zu allen Zeiten gab, welches aber erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu großer Verbreitung gelangt ist und im deutschsprachigen Geschehen seit dem Jahrhundertende fast kaum mehr überschaubare Ausmaße angenommen hat: die heute, zumindest im Deutschen vorrangig so bezeichnete inter-

kulturelle Literatur, das Schreiben in einer anderen als der Muttersprache. Thomasin von Zirklaria, Johannes de Tepla (sehr wahrscheinlich) und Adelbert von Chamisso sind vereinzelte Beispiele früherer Zeiten im Deutschen. Heute schätzt man, dass um die tausend Schriftsteller sich im Deutschen als einer fremden Sprache ausdrücken. Dies ist keineswegs immer Migranteliteratur, wie sie, wenn auch etwas unglücklich, bisweilen genannt wird. Zu allen Zeiten gab es mehrsprachige Dichter, die sich in verschiedenen Sprachen auszudrücken vermochten. Samuel Beckett ist ein Beispiel dafür.

Hier geht es aber um etwas anderes (auch wenn es viele Überschneidungen mit besagter interkultureller Literatur gibt), um eine Eigenart literarischer Texte, zu beobachten seit Anbeginn der schriftlich überlieferten Literatur, eine Eigenart, die man heute gerne mit dem englischen Verb *to switch* benennt, das Code-Switching, also den Wechsel von einer Sprache in eine andere innerhalb desselben Textes, wenige Wörter oder ganze Abschnitte betreffend. Diese Art von Polyglossie scheint in neuerer Zeit und beim geübten Leser eher geschätzt zu werden, als Ausdruck von Internationalität oder besonderer Sprachreflexivität – auch wenn er den fremdsprachigen Einschub vielleicht gar nicht versteht und er auch nicht übersetzt wird. Beispiele wären etwa die russischen (immerhin transkribierten) Passagen in Uwe Johnsons *Jahrestagen*. Dennoch, wie Werner Helmich in seiner großartigen Arbeit betont, handelt es sich hierbei letztlich um Normverstöße, denn zur literarischen Norm gehöre es, „dass ein literarisches Werk nicht nur einer Gattung angehört [...], sondern auch einer bestimmten Sprache.“ (S. 13). Auch dieses Phänomen ist in allen Epochen und Kulturen zu finden, man denke in Deutschland an den *Tristan* Gottfrieds von Straßburg, ein Werk von bisweilen betörender sprachlicher Schönheit, wie sie bis in die Goethezeit nicht mehr erreicht wurde, in dem nicht nur zahlreiche Begriffe und einzelne Verse, sondern ganze Versgruppen auf französisch gedichtet sind. Dass dies nicht als Normverstoß gewertet wurde oder zumindest problemlos tolerierbar war, daran lässt die Überlieferung im Mittelalter keinen Zweifel. Deutsche Verse in einem französischen Artusroman wird man dagegen allerdings vergeblich suchen, was vielleicht, so könnte man vermuten, mit sprachlichen Hierarchisierungen zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Kontexten zu tun hat. Französisch war die internationale höfische Sprache, und sie war zudem im zweisprachigen Straßburg präsent. Auch in diesem Fall hat der Autor, Gottfried, dem Leser/Hörer das Verständnis nicht durch eine Übersetzung zu erleichtern versucht.

Polyglossie, Mehr- und Mischsprachigkeit, sprachliche Heterogenität generell, ist ein Phänomen der Literatur, das sich dem Leser in einer Vielzahl von Facetten darbietet, von den Kreolsprachen bis zum sogenannten makkaronischen Latein. Es gibt kollektive Mischsprachen und individuelle literarische Sprachmischungen eines Autors innerhalb seines Werks, „die aus Elementen wohlunterschiedener Einzelsprachen bestehen und als sprachliche Einheit allenfalls in literarischen Werken“ teilkonventionalisiert sind (S. 14), wie etwa im Beispiel Gottfrieds. Darum geht es in Helmichs Studie. Es gilt zwischen den zahlreichen Varianten deutlich zu unterscheiden und sorgfältig ein methodisch abgesichertes Korpus zu bestimmen, was Helmich in einem sehr ausführlichen Kapitel zu den theoretischen Grundlagen und zur Terminologie auch ausführt. Dieses Kapitel ist gleichzeitig ein umfassender Forschungsbericht zu einem Feld, das inzwischen beträchtliche Ausmaße angenommen hat. Die detaillierte Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung findet dann in den jeweiligen Einzelanalysen statt. Dort werden Werke seit dem Beginn der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts

aus der deutschen, französischen, italienischen und spanischen/katalanischen sowie portugiesischen Literatur systematisch untersucht.

Um seinen Gegenstand klar zum umreißen und die zu behandelnden Texte in repräsentativer Weise auswählen zu können, werden Dialekte (mit Ausnahme der Sonderfälle des Sardischen und Sizilianischen in Italien) und Soziolekte sowie Viel- und Verschiedenstimmigkeit ausgeschlossen. Voraussetzung, von literarischer Heteroglossie zu reden ist hier, dass sie „innerhalb eines Werkes auftritt, das als Texteinheit mit Gattungsqualität erscheint“ (S. 19). Fremdsprachige Einzelgedichte in Sammlungen werden beispielsweise nicht in die Betrachtungen eingeschlossen.

Auch wenn die Zahl der behandelten Texte eindrucksvoll hoch ist, kann Vollständigkeit weder erreicht werden, noch wäre sie wirklich notwendig, aber die Auswahl, die Helmich bietet, kann für sich die geforderte Repräsentativität in Anspruch nehmen. Zwar werden nur solche Werke einbezogen, die einen „gewissen Anspruch als Literatur“ (S. 43) erheben können, aber alles sollte auch wiederum nicht auf die „Höhenkammliteratur“ (S. 43) beschränkt bleiben. Manche der untersuchten Werke sind wahrscheinlich dem Leser anliegender Philologien unbekannt, oder, wie im Fall eines Romans von Ulrich Becher von 1969, auch Germanisten nicht mehr geläufig. Dieser wie andere Werke wurden aufgenommen, wenn sie beispielsweise einen besonders hohen Anteil an fremdsprachigen Elementen aufweisen oder auch nur besondere narrative Strategien anwenden, um dem Leser die Funktion der fremdsprachigen Passagen nahezubringen oder einfach nur um deren Verständnis zu ermöglichen. Im Falle Bechers trifft sogar beides zu. Allenfalls am Rande werden dagegen Texte erwähnt, in denen eingestreute Wörter oder Grußformeln benutzt werden, die Weltläufigkeit signalisieren sollen, aber nicht substantiell eingesetzt sind. Die Fragen nach der ästhetischen Funktion (aber auch nach möglichen ideologiekritischen), die Helmich stellt, lassen nicht wenige Texte in einem neuen Licht erscheinen, wie noch an einem Beispiel auszuführen sein wird.

Das zweite Kapitel bietet einen kursorischen, sehr knappen Blick auf die Vorgeschichte. Darauf folgt dann das vielleicht interessanteste Kapitel: *Deutsch als Fremdsprache*. Es behandelt den Sprachwechsel in italienischen und französischen KZ-Berichten, für den es in der Tradition kein Modell gab: die erzwungene Mehrsprachigkeit in autobiographischen Berichten. Es sind dies Texte, in denen die ansonsten nicht sehr häufig in der internationalen literarischen Heteroglossie vorkommende deutsche Sprache dominiert, allerdings nicht nur das Lagerdeutsch, sondern auch die Kultursprache Deutsch, und es sind Texte die von Sprachterror und Sprachwiderstand sprechen. Da dem deutschen Leser, wie zu befürchten ist, außer Primo Levi, Jorge Semprun und Elie Wiesel die meisten der vielen hier behandelten Autoren wenig bekannt sein dürften, kommt diesem Kapitel eine besondere Wichtigkeit zu.

Kapitel 4 und 5 präsentieren „Gesellschaftliche Mehrsprachigkeit im Vexierspiegel des Romans“ mit Beispielen aus der alten und der neuen Welt. Es folgen Kapitel zu Theaterstücken mit fremdsprachigen Figurenreden (etwa Özdamar, Turrini), zu Mehr- und Mischsprachigkeit im italienischen Roman, zu spanischen Erzählwerken nach dem Bürgerkrieg, zu lateinamerikanischen, zur französischen Literatur nach dem 2. Weltkrieg, zur jüngeren deutschen Erzählliteratur, zu Phantasiesprachen und zur polyglotten Lyrik (Jandl, Pastior neben anderen). Jedes Kapitel wird mit einem *Befund* abgeschlossen und als 14. werden die Ergebnisse resümiert.

Ein Beispiel aus Kapitel 11 mag Helmichs Vorgehensweise illustrieren. Neben Thomas Mann, Arno Schmidt und vielen anderen gerät vor allem Uwe Johnsons Jahrhundertroman *Jahrestage* in den Blick, dessen erster Band 1970 erschienen war. Der von Anfang an bisweilen völlig unverständlicherweise angegriffene Roman wurde auch gerade wegen der häufigen fremdsprachigen Passagen kritisiert. Die am meisten gebrauchte Fremdsprache ist hier Englisch. Dass der Erzähler mit „dem New Yorker Englisch bisweilen seltsame Dinge“ anstellt (S. 426), war einer der Gründe für harte, aber ins Leere laufende Kritik am Roman. So finden sich beispielsweise deutsche Nachbildungen von englischen Redensarten, Wörtern, die im Deutschen längst gebräuchlich waren, wie etwa statt *Comic* „Bilderstreifen“, oder „Kuhjunge“. Dass bei Johnson weder Unkenntnis noch Nachlässigkeit, am wenigsten Sprachpurismus anzunehmen ist, wie vermutet wurde, sondern der Leser hier bewussten Verfremdungen ausgesetzt ist, und dies ideologiekritische Gründe hat, zeigt Helmich detailliert. Ausführlich beschreibt er das dichte Geflecht fremdsprachlicher Elemente und ihre Integration in die deutsche Grundsprache, oft mit geschickt in den narrativen Fluss eingebetteten Übersetzungen, oft aber auch ohne diese, wie im Fall des Niederdeutschen, das fast wie eine autonome Sprache angesehen werden muss.

Welche Zukunft die literarischen Mehrsprachigkeit zu erwarten hat, das ist die Frage, um die sich das letzte Kapitel dreht. Wird mit fortschreitender Globalisierung eine neue plurale Weltsprache aufkommen, oder wird sie einmal als Relikt alteuropäischer Traditionen erscheinen? Innertextuelle Sprachmischungen, so scheint ein langes Zitat Helmichs eigenen Standpunkt wiederzugeben, bedeuten vielleicht, ohne dass sich Autoren dessen bewusst werden müssen, Elemente des Widerstands der *littératures mineures* (Deleuze) gegen den triumphalen literarischen Globalismus (S. 552), der ja eher auf die Gleichförmigkeit einer sprachlichen Weltmacht hinaus will. Manches spricht dafür. Wer international in Zukunft reüssieren will, so der eher pessimistische Gedanke, mit dem das Buch schließt, wird so schreiben müssen, dass er „seinen *implied translator*“ ins Englische möglichst nicht mit Heteroglossie belästigt, mit der sich Werke ja gerade vom *mainstream* absetzen. Ob dieser in Zukunft dominieren wird, „ist noch nicht ausgemacht“ (553). Ausgemacht ist aber, mit diesem Buch ein besonders geglücktes Beispiel jener alteuropäischen Traditionen in Händen zu halten. Es gehört in jede germanistische Bibliothek, gerade im Ausland.

Michael Dallapiazza, Prato/Bologna